Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 7

Artikel: Der Tod im Spielsaal
Autor: Bläuer, Ida
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066093

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Tod im Spielsaal

Von Jda Bläuer

Illustration von August Frey

Das Aufgebot

In jenen Tagen des Grauens, während und nach dem Generalstreik, als das Gespenst des Grippetodes sich lähmend auf das Geschäfts- und Verkehrsleben der Bundesstadt senkte, keine Eisenbahn mehr fuhr und Leichenwagen in den Strassen zirkulierten, da fuhr ein Militärauto in raschem Tempo kreuz und quer durch die Stadt. Es hielt da und dort vor einem Hause, um bald darauf seinen Weg fortzusetzen. Immer bekümmerter wurden die Mienen seines Lenkers; er verzweifelte daran, seine Mission erfüllen zu können.

Im grossen Kursaal Schänzli sollte heute noch ein Notspital improvisiert werden für Hunderte von grippekranken Soldaten. Mindestens 25 Pflegerinnen mussten gefunden werden. Sein Adressenverzeichnis schmolz immer mehr zusammen, überall erhielt er nur Absagen. Die einen waren selbst krank oder im Dienst oder verzogen, andere verheiratet, unabkömmlich, mit der Pflege erkrankter Angehöriger beschäftigt. Das Rote Kreuz hatte seine letzten Pflegerinnen hergegeben. Eine grosse Zahl von Samariterinnen arbeitete bereits in den Notspitälern der Zivilbevölkerung. Schliesslich blieb eine zweite und dritte Reserve solcher Samariterinnen, die im Erwerbsleben stunden und nicht ohne weiteres ihren Arbeitsort verlassen konnten. Diese galt es zu mobilisieren. Hier musste ein Versuch gemacht werden, um geeignete Frauen und Töchter für das Notspital Schänzli zu bekommen.

« Ein militärisches Aufgebot für die Korrespondentin Fräulein J. » Mit dieser Bombe platzte eine militärische Ordonnanz in das Bureau eines grossen Geschäftshauses.

Erschrocken folgte ich dem Rufe mei-

Bild links: Otto Baumberger, Grenzbesetzung Winter 1914/15. Rastende Patrouille (Baracken bei Neuwiler, Baselland)

nes Chefs, der mich mit freundlichen Worten und Wünschen sofort ziehen liess.

« Kommen Sie gleich mit, Fräulein, das Auto wartet draussen! » Etwas bänglich folgte ich dieser Einladung. Auf seine bewegten Klagen über die Misserfolge seiner Rekrutierung von Samariterinnen konnte ich ihm noch einige Adressen befreundeter Kolleginnen angeben, die in Läden oder Bureaux arbeiteten. Wir fuhren los, und auch dort gelang die Überrumpelung. Mit sechs hilfsbereiten jungen Mädchen, Bureaulistinnen und Verkäuferinnen, die Samariter- oder Krankenpflegekurse absolviert hatten, erreichte unser Auto 9 Uhr morgens den Kursaal Schänzli.

Hier herrschte bei aller Organisation ein richtiges Chaos. Die weite Konzerthalle und die Vergnügungssäle standen bereits leer. Soldaten flitzten hin und her. Eine riesige Autoparkkolonne stand vor dem Eingang. Mit Betten hochbeladene Camions harrten des Ablads. Aus Hotels am Thunersee, aus den Kasernen Payerne, Bière und andern, viele Stunden weiter Fahrt auf staubigen Strassen, hatte man Betten und Spitalmaterial geholt. Wir Samariterinnen erhielten Befehl, sofort die Betten aufzustellen. Leichter gesagt als getan! Wir begannen unsere Tätigkeit damit, bei Hausfrauen im Schänzliquartier Bürsten, Klopfer und Putzlappen zu requirieren, um die verstaubten, beschmutzten Matratzen und Wolldecken vorerst zu reinigen. Unterstützt von starken Soldatenarmen und nachdem sich unsere weibliche Hilfstruppe ständig vergrösserte, ging die Arbeit flink von der Hand. Bereits am Mittag standen etwa hundert Betten zur Aufnahme von Kranken bereit.

Immer mehr Militärcamions und Lastwagen fuhren vor. Sie brachten Wolldecken, Bett- und Leibwäsche, Kissen und Krankenutensilien. Ein Heer von Spucknäpfen, « Bettpfannen » und Eimer wurden abgeladen und mussten verteilt werden. Neue Betten wurden gereinigt und aufgestellt. Im Garderoberaum des Kursaals installierte sich die Apotheke. Hinter dem alten Theatersaal erstand das Wäsche- und Materialdepot. Auf dem Konzertpodium wurde ein zweites Wäschedepot errichtet. Im Theatersaal amtierte das Bureau, während das militärische Kommando in den Vorraum zum Spielsaal verlegt wurde. Dieser selbst war dicht mit Betten belegt.

Nach dem Mittagessen, dem üblichen « Spatz mit Fleischsuppe », gegessen aus Gamellen der Soldaten, wurden neue Arbeitsgruppen gebildet.

« Bis um 4 Uhr müssen 350 Betten aufnahmebereit sein, nachher kommen die Kranken. » Diese Parole feuerte uns erst recht an. Wir arbeiteten wie die Wilden. Die Sanitätssoldaten schleppten Matratzen und Material zu. Zwischen jedes Bett wurde eines der Kursaaltischchen gestellt. In weniger als zwei Stunden standen in der grossen Konzerthalle weitere 200 Betten, fertig aufgerüstet, mit frischer Wäsche versehen.

Während in den Nebensälen noch fieberhaft am Herrichten der Betten gearbeitet wurde, füllte sich innerhalb einer Stunde die weite Halle mit hustenden, fiebernden Kranken. Ihre Kleider waren staubig, voll Heu und Stroh, die armen Menschen selbst schmutzig, schwitzend, verwahrlost. Tagelang hatten sie bereits in Notkrankenstuben, auf Stroh gebettet, gelegen, in Schulhäusern, Scheunen, ohne richtige Pflege und Wartung.

Natürlich brachte man zuerst die Schwerkranken, ja sogar einige Deliranten. Viele, viele helfende Hände hätten wir noch brauchen können. Je zwei Samariterinnen erhielten 15–20 Patienten zugeteilt, die sie mit Hilfe eines Sanitätssoldaten zu betreuen hatten. Bereits um 5 Uhr kam der Arzt. Meine Abteilung zählte 19 Patienten. Von diesen litten bereits drei an Lungenentzündung; die meisten hatten hohes Fieber. Alle diese mussten gewickelt werden. Wir arbeiteten ununterbrochen bis 21 Uhr. Den vereinten Kräften gelang es, bei einigen die hohen Temperaturen zu reduzieren, an-

dere Patienten zu beruhigen und ihrem Husten Erleichterung zu schaffen. Wie still lagen sie da! Erschöpft und todmüde, ab und zu von quälendem Husten geschüttelt.

Um 21 Uhr kam die Nachtwache, wir wurden abgelöst bis 7 Uhr. Erst jetzt verspürte man die Müdigkeit. Wie ich damals nach Hause gekommen bin, weiss ich nicht mehr. Ein todähnlicher Schlaf brachte Erquickung, um frühmorgens mit neuen Kräften ans Tagewerk zu gehen. Dieses war nicht leicht. Bei einigen Patienten hatte sich der Zustand gebessert, bei andern verschlimmert. Erst jetzt fanden wir Zeit, unsere vernachlässigten Kranken von Staub und Schmutz zu reinigen, genaue Personalien aufzuschreiben, mit dem einen oder andern ein Wort zu wechseln.

Der hinterste Winkel des Schänzli war mit Betten besetzt. Erst nach Tagen gelang es, einen kleinen Raum für Todeskandidaten zu reservieren. Die herzzerreissende Angst im Auge unserer Kranken, wenn wieder da und dort einer aus dem grossen Saal entfernt wurde, ist mir unvergesslich. Sie wussten, bei dem geht's ans Sterben. Die Betroffenen selbst merkten nicht einmal, dass man sie wegschaffte. Desto besser merkten es ihre Kameraden!

Viel Schrecken und Mühe bereitete uns das viele Nasenbluten; auch Lungenblutungen und Erbrechen kamen vor. Die Blutungen waren bei den Soldaten beliebt, hofften sie doch, auf diese Weise das Grippegift zu verlieren. In ganz hohem Ansehen stand das Schwitzen. Von allen Seiten tönte es: « Ach, Schwester, lassen Sie mich schwitzen! »

Neidische Augen verfolgten jene Glücklichen, deren robuste Natur sich mit Schwitzen der Krankheit erwehrte, so dass ihre Wäsche wieder und wieder erneuert werden musste.

Gottlieb hiess unser Sanitätsgehilfe, ein treuer, schweigsamer Emmentaler Bauernknecht. Gottlieb besorgte alle irgendwie heiklen Verrichtungen bei unsern männlichen Patienten (als Laien konnten wir dafür eine gewisse Scheu nie ganz überwinden). Wenn er auch wegen seiner « langen Leitung » oft gehänselt wurde, so liebten doch alle diesen goldtreuen, schwerfälligen Menschen. Trotz schwerer Krankheit, hohem Fieber, gab es oft etwas zu lachen. Unsere Patienten stammten aus dem Emmental, Oberaargau und dem Mittelland. Da ist bekanntlich ein urchiger Soldatenwitz zu Hause. Nie aber fielen in Gegenwart der « Schwestern » unanständige, rohe Worte.

Organisation

In der zweiten Woche ihrer Tätigkeit erhielten einige Samariterinnen von der Oberschwester die verblüffende Mitteilung, sie brauchten morgen nicht mehr zu kommen, es sei zuviel Personal. Das Gegenteil war der Fall, einige Pflegerinnen fehlten wegen Erkrankung. Nach kurzer Überlegung wandten sich die Mädchen (darunter einige, die mit militärischem Aufgebot an ihrem Arbeitsort « requiriert » worden waren) an das Spitalkommando um nähere Auskunft. Chefarzt Oberst L., der jeden Morgen die Runde machte, nie ohne eine Aufmunterung an jede seiner freiwilligen Pflegerinnen zu richten, war über die Mitteilung nicht wenig erstaunt. Das weibliche Personal unterstand bis dahin freilich der Oberschwester. Oberst L. ersuchte die Samariterinnen, auf jeden Fall ihren Dienst fortzusetzen und am folgenden Morgen, wie gewohnt, zum Rapport anzutreten.

« Oberschwester, was haben Sie diesen Damen über ihren Dienst vorzuwerfen? Ich habe mich überzeugt, dass sie sich in ihrer Arbeit bewähren. Hätten wir nur überall Samariterinnen zur Pflege unserer Soldaten, wir würden uns glücklich schätzen! »

Mit kalkweissem Gesicht stotterte die Oberschwester irgendeine Erklärung: Die Damen hätten ja eine Stelle, sie müsse Leute berücksichtigen, die arbeitslos seien. Oberst L. prüfte hierauf die Liste sämtlicher Pflegerinnen, verbat

sich jeden weitern Wechsel, der nicht durch Erkrankung bedingt war und ersuchte die Mädchen im Interesse der Patienten, ruhig ihren Dienst fortzusetzen.

Am Nachmittag wurde eine neue Regelung getroffen: Sämtliches Pflegepersonal wurde direkt dem militärischen Kommando unterstellt. Jene Samariterinnen, die hätten « z. D. » gestellt werden sollen, erhielten neue Abteilungen von 15 bis 20 Betten zugeteilt, die sie mit Hilfe von je zwei Sanitätssoldaten zu besorgen hatten (während sie vorher zu zweit mit einem Sanitätssoldaten auskommen mussten). Alle zwei Tage wurden wir zum Rapport versammelt. Erst viel später erfuhren wir den Grund der durchkreuzten Personalvermehrung: Einige Damen der Gesellschaft, Frau von X. und Fräulein von Y. usw. hatten sich nachträglich zur Grippepflege im Schänzli angemeldet und sollten dort durchaus beschäftigt werden. Das waren in Wirklichkeit die protegierten «Arbeitslosen».

Je zwei Samariterinnen erhielten 15—20 Patienten zugeteilt, die sie mit Hilfe eines Sanitätssoldaten zu betreuen hatten

Honig mit Sauerkraut

Ein wichtiges Problem bildete die Verpflegung. In den ersten Tagen erhielt das ganze Spital militärische Kost aus der Kasernenküche. In grossen Kesseln wurden Suppe, Fleisch und Gemüse ins Schänzli gebracht. Patienten und Personal erhielten die gleiche Kost, eine militärische Portion, gleichmässig verteilt. Diese Kost erwies sich für eine ganze Menge Schwerkranker als unmöglich. Ein Frauenkomitee organisierte hierauf im Verein mit dem Spitalkommando eine Diätküche und bald wurde für alle im Schänzli selbst gekocht. Bereits nach wenigen Tagen konnte jeder Wunsch für die Verpflegung unserer Kranken erfüllt werden. Ein kurzer Aufruf, und die Bevölkerung wetteiferte geradezu mit Gaben für die kranken Soldaten. Ganze Wagenladungen Gemüse, Obst, Geflü-

gel, Honig, Butter, Käse, feine Weine, Delikatessen wurden gespendet, auch eine Unmenge Wäsche, Socken, Kleidungsstücke. Zum Mittagessen wurde feiner Krankenwein verteilt, kurz, es war alles da, was man brauchte, um rasch gesund zu werden. Nach 8 bis 10 Tagen verliessen die ersten Patienten ihr Bett, um sofort neuen Patienten Platz zu machen. Die Rekonvaleszenten kamen in Erholungsheime (Hotels im Oberland usw.). Einige Abteilungen wurden umgruppiert.

So kam es, dass ich in der zweiten Woche bereits einigen biedern Emmentalern zum Abschied die Hand drückte, und bald darauf eine ganz andere, « wilde » Rasse zu betreuen hatte. Waadtländer, Freiburger und Jurassier bildeten den Nachschub, darunter wiederum Schwerkranke, die im Lande herum in Notkrankenstuben gelegen hatten. Rasch hatte ich mich mit den Welschen eingelebt und das « français fédéral » aufgefrischt. Übrigens sprachen die meisten etwas deutsch, ein Glück für Gottlieb, der sich zwar schnell einige welsche Ausdrücke aneignete und drollige Verwechslungen wegen der «cheibe Sprach» verursachte. Da ich aus der frühern Abteilung noch 2 bis 3 Schwerkranke übernehmen musste, wurde mir ein zweiter Sanitätsgehilfe zugeteilt, ebenso meiner frühern Kollegin, die mit zwei Gehilfen 18 Patienten zu besorgen hatte.

Viel Spass machte den Kranken am Anfang unsere Unkenntnis der militärischen Grade. Die meisten Dienststellen waren mit Unteroffizieren besetzt, das Kommando wurde von mehreren Offizieren ausgeübt, die Ärzte waren Offiziere usw. Fast erging es mir wie jener Bäuerin, als man sie fragte, was denn ihr Sohn, der Dragoner, beim Militär sei : « He, General oder Korporal, es ralet sich ömel. » Die Feldweibel, Fouriere, Gefreiten und Adjutanten, die Offiziere mit weniger oder mehr goldenen Bändeli, die lernten wir nur nach und nach unterscheiden. Dagegen lernten wir sehr bald die militärische Disziplin schätzen, sie fuhr sogar uns « Schwestern » in die Knochen.

Die Soldaten neckten sich gegenseitig nach Noten. Besonders ein grosser, korpulenter Kavallerist mit einer stark vorspringenden Nase und fliehendem Kinn, war die Zielscheibe ihrer Witze : « Hé, toi, canaris, mets-toi sur la branche, n'oublie pas la quittance », hiess es, sobald Gottlieb mit der Bettpfanne bei ihm antreten musste. Und dabei war der Bedauernswerte schwer krank. Er schwitzte und hustete fürchterlich. Seine Fettleibigkeit machte die Pflege beschwerlich, aber wir brachten ihn schliesslich über den Berg.

Ganz schlimm stand es in der zweiten Woche mit einem jungen, grossen Jurassier, Dragonerkorporal, dessen Alkoholismus nicht übersehen werden konnte. Sein durch das Trinken geschwächter Körper erlag fast einer heftigen Lungenentzündung. Das hohe Fieber erforderte unablässige höchste Aufmerksamkeit. Der Arzt kontrollierte fast stündlich. Gegen das Ende der Krise blieb ich mit Gottlieb zwei Nächte bis gegen Mitternacht bei dem Kranken. Der Arzt verordnete schliesslich noch Caseinwickel. Er erzielte dadurch einen prachtvollen Schweissausbruch und damit die Rettung für den Kranken, dessen Frau während der kritischen Stunden glücklicherweise anwesend sein durfte.

Das gleiche wiederholte sich bei einem schmutzigen kleinen Greyerzer Berghirten, einem armen Teufel, Vater einer grossen Familie, dessen Frau gerade um diese Zeit wieder ein Kind erwartete. Dieser Umstand machte ihm viel Kummer. Er hatte Angst, Todesangst, seine flehenden Augen, seine Delirien verrieten es. Auch für ihn drückte mir der Arzt einen Zettel in die Hand zur Benachrichtigung seiner Angehörigen (ein Zeichen, dass es ganz schlecht um ihn stand. Besuche im Grippespital waren verboten und erst wenn sich der Zustand verschlimmerte, wurden die Angehörigen herbeigerufen). Aber auch er wurde geheilt. Gewiss ist es das Ver-

dienst seiner kleinen tapfern Frau, die trotz ihres gesegneten Zustandes sich sofort auf die weite Reise aus dem entlegenen Bergdörfchen begab, ungewiss, ihren Mann noch lebend anzutreffen. Sie jammerte und weinte nicht; sie freute sich ihren Alfons wiederzusehen, erzählte ihm von den Kindern und den Geissen, und wie sie ganz gut mit Hilfe freundlicher Nachbarn durchkomme. Sie betete mit ihm einige Rosenkränze. Ihr zuversichtliches Wesen, ihr Glaube an die gnadenreiche Mutter Gottes sind es, die ihn aus der grossen Gefahr erretteten. In der Nacht kam die Krisis, die er überstand.

Seine Frau hatte ihm Honig und sein Leibgericht, einen Topf Sauerkraut, mitgebracht. Letzteres wollte ich ihm wegnehmen; aber er versteckte beides in seinem Bett und versprach nur, vorläufig kein Sauerkraut zu essen. Merkwürdigerweise war am Morgen das Sauerkraut verschwunden und auch der Honig halb aufgegessen! Wer weiss, ob nicht auch diese zwei heimatlichen Gaben seine rasche Wiederherstellung bewirkten!

Schwer zu schaffen machte uns Fernand, ein ehemaliger Fremdenlegionär. Der baumlange, sommersprossige Mensch markierte den Trappisten. Ganz apathisch lag er da, tagelang ohne ein Wort zu sprechen. Nur seine grossen blauen Augen folgten und begegneten mir überall. Als seine Kameraden genasen, stieg bei ihm das Fieber. Eine schleichende Brustfellentzündung folgte der Grippe und zog sich nachher wochenlang hin. Dazu gesellte sich die Infektion einer vernachlässigten alten Wunde am Oberschenkel. Wie kämpften wir um sein Leben, ohne dass er uns Dank wusste! Er wollte ja gar nicht mehr gesund werden, nicht mehr leben! Aus der Fremde geflüchtet, fand er in der Schweiz kein Zuhause mehr. Tausend Gefahren hatte er getrotzt und überwunden, um endlich sein Mädchen, seine Heimat wiederzufinden. Beide hatten ihn enttäuscht: Seine Braut hatte einen andern geheiratet. In seinem Elternhaus fand er fremde Leute, seine Eltern waren gestorben. Er war froh, schliesslich beim Militär unterzukommen. Sein Lebensüberdruss verzögerte die Genesung. Neue Patienten folgten, die Betten um ihn herum wurden noch zweimal frisch besetzt. Alle wurden gesund, während Fernand immer noch dalag, teilnahmslos, langsam, langsam genesend.

Todesernte

Die reichen Hilfsmittel, das gute Essen mögen dazu beigetragen haben, dass der Tod im Notspital Schänzli nicht so reiche Ernte hielt wie andernorts. Obwohl hier die Auslese an Schwerkranken aus vielen primitiven Notlagern verpflegt wurde, starben, soviel ich mich erinnere, von zirka 350 Patienten deren 13.

Einige Todesfälle ereigneten sich schon in der ersten Woche. Sie blieben fast unbemerkt; man sprach nicht viel davon, jeder hatte mit sich selbst zu tun. In der zweiten und dritten Woche starben mehrere. Das Sterbezimmer wurde zu klein. Es war nicht immer möglich, die mit dem Tode Ringenden dort zu isolieren. Glücklicherweise blieb der Fall vereinzelt, dass in der weiten Halle einer inmitten seiner Kameraden sein Leben aushauchte.

Ein jammervolles Schauspiel erlebten wir gegen das Ende der zweiten Woche. In der nahen Kaserne, wo gegen tausend grippekranke Soldaten lagen, und in einem Schulhausnotspital hinter dem Schänzli häuften sich die Todesfälle. Diese Soldaten sollten mit militärischen Ehren bestattet werden.

Ein frostiger Herbstmorgen. Düsterrot brach die Sonne aus dem Nebelgewölk. Leichter Nebel lag auch über dem Aaretal, als sich unter den Klängen der Militärmusik, mit « gedämpfter Trommel Klang », ein endloser Zug toter Soldaten, Sarg an Sarg, über die Kornhausbrücke der Stadt zu bewegte. Ein Jammer ging durch den grossen Saal. Durch die mächtigen Fenster mussten unsere Kranken diesen Trauerzug mitansehen, die Musik anhören. Aufschluchzend warfen

sich starke Männer in die Kissen, verhüllten ihre Augen : « Schwester, Schwester, ich will nicht sterben ! » In diesen Tagen stiegen die Fieberkurven besonders hoch. Im Interesse unserer Kranken mussten solche Zeremonien abgeschafft werden. Die Bestattung erfolgte von da an still und unauffällig nachts. Meist wurden die Verstorbenen ihren Angehörigen zugeführt.

*

Nach einem Betrieb von nahezu zwei Monaten konnte das Notspital Schänzli aufgehoben werden. Wolken von Formalindämpfen schwelten durch die Halle, Fluten von Kresolwasser ergossen sich durch die weiten Räume. Die Desinfektion aller Räumlichkeiten wurde mit grösster Sorgfalt durchgeführt.

Bald verwandelte sich das Schänzli wieder in die reizvolle Vergnügungsstätte. Die bequemen Sessel luden zum Verweilen ein, heitere und ernste Musik erfüllte die luftigen Hallen. Ein Traum nur, dass kurz vorher so viele hundert Soldaten hier gelitten, so viele mit dem Tode gerungen, einige unterlegen und andere dem Leben wiedergegeben wurden.

Maurice Barraud

Aus der «Suite espagnole» (Federzeichnung)